



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Mark Brandenburg in Farbenphotographie

Goerke, Franz

Berlin, 1913

Geh. Regierungsrat Ernst Friedel: Die Klöster

[urn:nbn:de:hbz:466:1-54012](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-54012)



Die Klöster.

Von Ernst Friedel.

Unter den Baudenkmalern unserer Mark, welche sich durch geschichtliche Überlieferungen, Schönheit und Mächtigkeit der Stilformen, sowie durch malerische, der Landschaft ungezwungen angepasste Umgebung auszeichnen, sind in erster Linie die Klöster mit ihren Kirchen und sonstigen architektonischen Zubehöriigkeiten zu nennen. Die schönsten Klöster sind bei uns nicht in der Stadt oder deren Banmneile, sondern entfernt von der Kultur mitten im Walde oder auf Inseln, wie im freiwilligen Versteck, erwachsen. Das verleiht dem schönheitsfreudigen Auge einen besonderen Reiz, während der historische Sinn sich in die Entstehungsgeschichte mit besonderer Befriedigung vertiefen mag.

Wie wir aus äußerlichen Gründen nicht alle Städte, Schlösser und Edelsitze, sondern nur eine Auswahl darstellen und beschreiben können, so müssen wir uns hinsichtlich der Klöster leider eine ähnliche Beschränkung auferlegen und uns mit auserlesenen Perlen, Lehnin, Chorin, Lindow, Zehdenick und Heiligengrabe, begnügen.

1. Lehnin.

Ungefähr zweihundert Jahre, vom Aufdämmern unserer brandenburgischen Geschichte ab gerechnet, dauert es, ehe für sich, ohne Anschluß an größere städtische Gemeinwesen, vereinsamt gelegene Klöster in die Erscheinung treten. Bereits 928 erstürmte Heinrich I., der Städtebauer, die Feste Brandenburg und es wurde die Marienkirche auf dem Harlunger Berge an Stelle des Triglav-Tempels geweiht. Aber bald ging diese christliche Siedelung und nachmals noch manche andere in und bei der alten Sevellerburg zugrunde, bis Albrecht der Bär von 1150 bis 1157 die deutsche Oberhoheit dauernd befestigte. Und selbst alsdann währt es noch lange, bis sich das erste selbständige Kloster in die heidnisch-wendische Wildnis wagt. Das war um 1180, südöstlich der alten Brandenburg im sumpfigen Ödland zwischen Sand und Seen, ungefähr gleichweit der Wendendörfer Rahmitz, Schwina und Rädcl im Herzen der Zauche. Dort träumte Otto I., Markgraf Albrechts Sohn, als er von der Jagd ermüdet unter einem Eichbaum eingeschlafen war, daß ihn eine starke Hirschkub angriff und derartig belästigte, bis er sie mit Pfeil und Bogen erlegte. Seine Begleiter drangen in ihn, daß er hier im noch heidnischen Wendenlande ein Kloster gründen sollte, als Bollwerk gegen das Heidentum.

Und so berief er aus dem Kloster Sittichenloch im Mansfeldischen fünfundzwanzig Cisterzienser-Mönche, den Abt, zwölf Mönche und zwölf Laienbrüder, die ungesäumt an die harte Arbeit gingen. Gerade diese entfangungsvollen Klosterbrüder, denen neben der

Ausbreitung des Christenglaubens auch die der Feld- und Gartenkultur zur Lebensaufgabe diente, waren die rechten Pioniere in dem widerstrebenden, aber nicht unlohnenden Urtgelände. Bald erhob sich ein schlichtes Gotteshaus mit dürftiger Unterkunft für die entbehrungsfrohen Klosterbrüder, von denen die slawischen Fischer der Nachbarschaft zwar erst zögernd, aber dann doch Schritt für Schritt die bessere Bodenwirtschaft lernten.

Der erste Abt von Lehnin — so wurde das neue Kloster nach dem wendischen Wort für Hirschkuh genannt — war Sibold, der, nachdem er zehn Jahre unter dem störrischen Heidenwolf unablässig gewirkt, hier den Bekemertod sterben sollte. Als er in dem erwähnten Fischerdorf Nahmitz ermattet von der langen Wanderung rastete, traf er nur Weiber und Kinder, während die Männer beim Fischfang waren. Ahnungslos setzte er sich auf einen Bocktrog, nicht gewahr, daß eine scheue Wendin sich darunter vor ihm versteckt. Die Kinder liefen schreiend davon und berichteten den Männern, daß der Abt bei der Mutter sei. Waren die noch heidnischen Fischer ohnehin schon abhold, so vernahmen sie diese Kunde im höchsten Groll und Zorn. Ein Haufe wütender Wenden stürmte herbei, der Abt und seine Begleiter flohen, Sibold bestieg einen Eichbaum, verriet sich aber durch ein herabgefallenes Schlüsselbund. Die Verfolger fällten den Stamm und erschlugen den Abt, obwohl er ein reiches Lösegeld bot. Unter diesem Eindruck machten die Klosterbrüder sich auf den Weg, um die un gastliche Stätte aufzugeben. Da erschien den Flüchtigen die Mutter Gottes und rief ihnen zu: „Kehrt zurück, fortan wird euch nichts fehlen!“ Alles dies — es geschah um 1190 — ist auf zwei Bildern aus der frühen Renaissance anschaulich geschildert, die noch heute in der Lehniner Klosterkirche gezeigt werden.

Von da ab besserten sich die Verhältnisse allmählich, das Kloster ward größer und größer und vor seinen Mauern erwuchs allmählich ein Flecken, der heute städtischen Charakter anzunehmen beginnt.

Als Werkmeister des neuen, in gotischen Formen gehaltenen Klostergebäudes wird der Mönch Konrad genannt, der der Weihe der Stiftskirche im Jahre 1262 in Anwesenheit des Bischofs von Havelberg und Erzbischofs von Magdeburg beivohnte. Allerhand Lehr- und Wirtschaftsbaulichkeiten entstanden noch ferner, das Ganze von einer wehrhaften Mauer umhegt mit Türmen, deren einer, viereckig und trotzig, Kuhbier genannt, sich noch heute erhebt.

Zur Zeit Kaiser Karls IV. wurde ein kluger Lehniner Mönch, Dietrich von Portitz, bekannter unter dem Namen Dietrich Ragelweit, an dessen Namen sich allerhand drollige Anekdoten knüpfen, ein Ahnherr Bismarcks, zum Erzbischof von Magdeburg berufen. Unter dem letzten Abt Valentin (1509 bis 1542) stand Kloster Lehnin in seiner größten Blüte, mehrere Städte und Flecken, 64 Dörfer, Wälder, Weinberge und fischreiche Seen steuerten zu seinem fast sprichwörtlichen Reichtum bei, der Abt hatte nahezu bischöfliche Gewalt. Da kam die Reformation und im Verlauf des neuen Kirchenregiments wurde die Dotation vom Landesherrn, als oberstem Bischof, eingezogen. Die verlassensten Klostergebäude verfielen mehr und mehr. Daran änderte kaum etwas die Vorliebe, die der Große Kurfürst, noch mehr seine Gemahlin Henriette von Oranien, vorübergehend für Lehnin hegten, als sie von dort aus die Hirschjagd und die Reiberbeize — daher das

sogenannte Falkonierhaus — einige Jahre hindurch betrieben. Selbst die Särge der hier ruhenden Hohenzollernfürsten Friedrich d. J. (1463), Johann Cicero (1499) und Joachim I. (1535) wurden aus ihren Gräbern in der Klosterkirche entnommen und im Dom zu Köln an der Spree wieder bestattet. An die askanischen Fürsten, die in Lehnin ruhen, erinnert noch der vorhandene Grabstein Markgraf Ottocos, Schwiegersohn Rudolfs von Habsburg, der als Mkoluth in den Cisterzienserorden trat und in der Kirche bestattet ward; in der Nähe ist ein Stumpf des Eichbaums eingelassen, unter dem der Gründer des Klosters seinen Traum hatte.

So verfielen die ehrwürdigen Klosterreste mehr und mehr und mit dem Efeu spann die Sage über sie ihren geheimnisvollen Schleier. Erst der spätere Kaiser Friedrich weckte die Ruinen zu neuem Leben in den Baujahren 1871 bis 1877. So erstand von neuem



Kloster Lehnin.

die herrliche Klosterkirche, eine romanische Basilika mit langem Mittelschiff und zwei halbhohen Seitenschiffen und einem Querschiff, so daß die Grundform ein römisches Kreuz bildet. Ferner noch vorhanden ist das große Schulhaus, sowie das Abts Haus an der nordwestlichen Ecke. Besonders sehenswert ist das nach Friedrich Wilhelm IV. so benannte Königshaus mit gotisch abgetrepptem Giebel, es diente entweder als Abts Haus oder Klosterhospital. Von dem Kreuzgang des Klosters ist nur noch wenig erhalten, dagegen trifft man im Garten des Klosterguts noch allerlei interessante Baureste an, so den Bogen des äußeren Tors und die Klausel, eine Tortapelle mit drei Kreuzgewölben.

Wer von Lehnin berichtet, muß auch der Lehninschen Weisagung gedenken, des lateinischen Gedichts in hundert leoninischen Zeilen, angeblich vom Bruder Hermann 1300 verfaßt, den Untergang des Hohenzollernschen Hauses prophezeiend, in Wirklichkeit das Nachwerk eines um 1615 in oder bei Neuruppin geborenen, anfangs strenglutherischen

Geistlichen Fromm, der infolge von Streitigkeiten mit den Reformierten nach Prag auswanderte und dort im Jesuitenkonvent Aufnahme fand.

Seine Schlußverse:

„Und die alten Mauern von Lehnin und Chorin werden wieder erstehen,
Und die Geistlichkeit steht wieder da nach alter Weise in Ehren“

sind in anderer Weise, als Fromm währte, in Erfüllung gegangen. Der protestantische Kaiser Friedrich hat die Klosterkirche neuerstehen lassen und am 7. Juli 1911 ist nach Übernahme des Klostersguts Lehnin durch den Verband der Brandenburgischen Provinzialsynode hier der Grundstein feierlichst gelegt worden zur Errichtung eines evangelischen Diakonissen-Mutterhauses, des Luise-Henrietten-Stiftes, so benannt nach der edlen und frommen Kurfürstin, der wir unter anderem das Kernlied „Jesus, meine Zuversicht“ verdanken.

2. Chorin.

„O felix Lenyn et tua filia Chorin.“

Unter allen Klosterriinen der Mark wird am meisten von den Ausflüglern aufgesucht und von den Künstlern bewundert das Cisterzienserkloster Chorin, dessen eins der zwei bei Lehnin erwähnten alten Kirchenbilder mit den Worten gedenkt: „O glückliches Lehnin und deine Tochter Chorin.“

Die Lage der Ruinen von Chorin ist auf hoher, weithin sichtbarer Stätte weit malerischer als die von Lehnin. Chorin gilt (vergl. unsere Abbildungen) als eine Perle frühgotischer Baukunst. Die Kirche, 1273 begonnen und 1334 vollendet, eine dreischiffige, kreuzförmige Pfeilerbasilika, ist durch einen mehrrechten Chor abgeschlossen, oben durch Verdachung geschützt, sonst Ruine. Immer wiederholen sich die Gerüchte von einem völligen, geschlossenen Ausbau der Kirche wie in Lehnin und Zinna, immer wird aber dagegen auch Verwahrung eingelegt, weil das eigentliche malerische Moment bei einer streng architektonischen Wiederherstellung verloren gehen würde.

Einst 30 Meter hoch, weist die Kirche 71 Meter Länge, 32 Meter Breite auf. Die Pfeiler, vier- bzw. achteckig, haben prächtige, verschieden ausgestaltete Kapitelle. Die Westfront ist besonders reich gegliedert und wird häufig gemalt. An die Kirche schließt sich in gleicher Richtung der Fürstensaal mit alten Wandmalereien (Anbetung der heiligen drei Könige und das Urteil des Salomo), sowie ein Teil des sonst verschwundenen Kreuzganges. Auch befindet sich nachbarlich das Refektorium und die Klosterküche. Im Ostflügel liegen Beamtenwohnungen, sowie eine kleine Kapelle, in welcher evangelischer Gottesdienst abgehalten wird.

Niemand versäume den merkwürdigen Forstgarten zu besuchen mit dem eigenartigen Grabmal des Amtmanns Nobbe und seiner Gattin, sowie dem Denkmal für die 1870/71 gefallenen Forstakademiker, wie denn die Ruinen unter der Verwaltung des Forstfiskus stehen. Daher die besonders interessanten forstgärtnerischen Anlagen mit mittelalterlichem Mauerwerk am Nettelgraben, der dem Kloster zur Befestigung, sowie zum Abfluß des Klostersees diente.

Aus dem Rahmen der eigentlichen Klostergebäude von Chorin fällt westlich vom Kloster und östlich im Forstgarten eine sehenswerte Ruine heraus, die sogenannte Büßerkapelle, wahrscheinlich älter als Chorin und einstmalig die Kirche des verschwundenen Dorfes Ragösen.

Dies führt uns zu der eigentümlichen Gründungsgeschichte von Kloster Chorin. Von Oderberg hatten sich um 1250 Cisterzienser-Mönche auf einer kleinen Insel des benachbarten großen Parsteiner Sees angesiedelt und ihre Gründung Mariensee getauft, weil den Cisterziensern die Marienverehrung besonders am Herzen lag. Hier sollen sie nun mit dem Landvolk, das noch wendisch war, zum öftern in unangenehme Streitigkeit verwickelt worden und deshalb von 1270 nach der Stätte übergesiedelt sein, auf der sie wenige Jahre später den stolzesten Klosterbau in rotem Backstein herstellten, den unsere Mark kennt. Geringe Reste des Marienseeklosters sind noch vorhanden.

Ganz besonderer Gunst erfreuten die Choriner Mönche sich bald seitens der anhaltinischen Markgrafen johanneischer Linie, von denen hier sieben bestattet wurden, darunter Johann I. (1226), Otto IV. mit dem Pfeil (1308) und der letzte und bedeutendste Askauer Waldemar der Große (1319). Hieran knüpfte der sogenannte falsche Waldemar 1348 an, indem er behauptete, daß Waldemar niemals in Chorin begraben, sondern als Pilger ins Heilige Land gezogen sei. Bei der reichen Dotierung ist auch das Dorf Ragösen und damit dessen erwähnte Kirchenruine an das Kloster gefallen.

Abgesehen von den Unruhen in der Zeit der Quisows im fünfzehnten Jahrhundert hat Chorin meist friedliche Zeiten gesehen, bis das Kloster 1542 gleich Lehnin säkularisiert und sein Besitztum vom Landesherren eingezogen wurde. Arge Drangsale hatte Chorin während des dreißigjährigen Krieges zu bestehen, in welchem das Kloster von den Schweden verwüstet ward. Im Jahre 1772 wurde das Amt Chorin königliche Domäne. Soweit die Baulichkeiten einst als Stallungen und Wirtschaftsgelasse dienten, wurden sie vernachlässigt und zum Teil achlos als Steinbruch verwendet. Auch hier in Chorin hat Kaiser Friedrich als Kronprinz Friedrich Wilhelm sich um die Erhaltung und Ausbesserung der Ruinen in höchst dankenswerter Weise verdient gemacht.

3. Lindow.

Die lieblichste Lage unter den märkischen Klosterstätten hat Lindow. Der Dichter-Wanderer Theodor Fontane begrüßt es mit den Worten: „Lindow ist so reizend wie sein Name. Zwischen drei Seen wächst es auf und alte Linden nehmen es unter ihren Schatten.“ Wir bezeichnen es deshalb als die „Au unter Linden“. Die großen Wassermassen, der gewaltige Gudelacksee westlich, der Wuhsee östlich und der Vielitzsee im Süden machte das Kloster und das zugehörige Mediatstädtchen zu einer fast völligen Insel. Zu einer solchen ist es bei Sturm wiederholt geworden, namentlich vom Wuhsee her, dessen Namen man deshalb in den „wütenden See“ übersetzte. Aber auch der mildere Gudelacksee (die gute Lake) kann gefährlich werden, und wenn der Rhin als Vorflut nicht gehörig funktionierte, ist das Wasser beider Seen bis zum Marktplatz gleichzeitig vorgedrungen. Der feste



Blühender Flieder am Kloster Zehdenitz.

Damm am Wuzsee und die Eisenbahn längs des Gudelack schließen fortan wohl dergleichen Überschwemmungsgefahr für immer aus. An letztere und an die schweren Gewitter, die meist von den breiten Wasserflächen abgewehrt werden, aber, wenn sie einmal einfallen, um so hartnäckiger sind, erinnert die alte Erzählung, wonach ein dreitägiges, unerhört starkes Gewitter nicht weichen wollte, von wütendem Sturmwind begleitet, der die Wogen des Wuzsees bis an die Klostermauern peitschte. Das Unwetter wurde schließlich durch den freiwilligen Opfertod einer jungen Konventualin besänftigt, deren stillscheues, in sich gefehrtes Wesen den Klosterschwestern schon längst als unerklärlich aufgefallen war. Sie eilte trotz des Abmahns der Äbtissin und Priorin in das Wetter hinaus mit dem Rufe: „Mir, nur mir allein gilt des Himmels Zorn!“ Kaum hatte die Unglückliche ein paar Schritte ins Freie getan, als ein furchtbarer Blitzschlag sie tötete, worauf das Unwetter alsbald aufhörte.

Überaus stimmungsvoll ist der Verbindungsdamm am Wuzsee und die schönschattige Lindenallee, die zu dem klösterlichen Anwesen führt. Von dem eigentlichen Kloster sind nur dürftige, freilich ungemein malerische Ruinen vorhanden, überdeckt von Efeu und anderen Schlinggewächsen, von Farnkraut und dunklem Moos. Das Klostergebäude, angeblich an Stelle eines Tempels des wendischen Abgotts Joduth erbaut, ist so gründlich zerstört worden, daß über die Bestimmung der Hauptruine Zweifel herrschen. Über vierzig Schritt lang und zwölf Schritt breit erhebt sich ein längliches Viereck aus behauenen Geschiebeblöcken. Es hat kein Dach mehr, aber noch hohe Giebel. Wegen mangelnder Orientierung von Ost nach West, die bei alten Kirchen üblich, kann dies Bauwerk keine Kirche gewesen sein, auch nicht der Teil einer solchen, weil die Fensteranlagen, oben vorhanden gewesene Türen und ein Brückenansatz dem widersprechen. Ich nehme nach

genauer mehrmaliger Prüfung an, daß das Gebäude der Äbtissin und Priorin als Wohnung, daneben auch den Nonnen als Refektorium diene. Besser erhalten ist gegenüber das heutige Klosterdienerhaus, nicht minder aus behauenen Feldsteinen aufgeführt.

Der stille, uralte Friedhof des Klosters, ebenfalls von hohen Linden beschattet, mit seinen vielen alten Grabsteinen der Konventualinnen ist höchst sehenswert. Jenseits desselben, unmittelbar an der alten Gransseer Straße, hat sich endlich noch eine kleine Klosterkapelle erhalten, die als Amtscheune dient, ihren kirchlichen Ursprung aber noch heute nicht verleugnet.

In dem Städtchen Lindow, das wiederholt bis auf den Grund niederbrannte, sind alte Baulichkeiten nicht erhalten. Die neue, von 1751 bis 1755 erbaute geräumige Kirche ist äußerlich wie innerlich ziemlich nüchtern.

Der Ursprung von Kloster und Stadt Lindow liegt im Dunkel, da die ältesten Urkunden mit dem Rathaus verbrannten. Um 1200 sind aber beide vorhanden gewesen. Das Kloster wurde mit Prämonstratenserinnen besetzt. Gebhard I., Enkel des wahrscheinlich von Albrecht dem Bären mit der Grafschaft Ruppin belehnten Walter von Arnstein, nennt sich Graf von Ruppin und Lindau, worunter aber die Ortschaft Lindow, jetzt Lindau bei Dessau zu verstehen ist. Er gilt als Stifter und Gründer und der Name unsers Lindow mag wohl von dem anhaltischen herübergetragen sein. Bis zu 36 Klosterschwestern hielten sich hier auf, erst bürgerliche und adlige, dann nur noch solche vom Adel. Die Zahl der Dörfer und Feldmarken hat kurz vor der Reformation um 1530 noch über fünfzig betragen, dem allem machte die Säkularisierung von 1541 ein Ende und das jetzige „Fräuleinstift zu Lindow“ ist nur noch sehr mäßig begütert. Furchtbares erduldeten Stift und Stadt im dreißigjährigen Kriege, während dessen die Kaiserlichen unter Gallas 1638 das Kloster völlig niederbrannten. 1675 litt Lindow unter dem Schwedeneinfall auf das schwerste, ebenso brandschatzten die Schweden hier nochmals 1758 während des siebenjährigen Krieges. Auch die Drangsalperiode während Preußens tiefster Erniedrigung 1806 und folgende Jahre lastete schwer auf Kloster und Stadt.

Seither ist Friede und Gedeihen in Lindow eingelehrt und das Städtchen zu einem von Fremden gern aufgesuchten weiteren Vorort erblüht, an dessen malerische Ruinen und anmutige Umgebungen jeder Besucher mit Vergnügen zurückdenkt.

4. Zehdenick.

In einer Urkunde des Grafen Gebhard von Arnstein, desselben, dessen wir als Wohltäters von Lindow bereits gedachten, im Jahre 1211, wird urkundlich Zehdenick zuerst genannt. 1255 finden wir es erwähnt mit Rücksicht auf das fünf Jahr zuvor gestiftete Cisterzienser-Nonnenkloster. Eine Hostie war gestohlen und unter einem Bierfaß vergraben worden, wobei eine blutige Färbung im Erdboden den Frevler verriet. Dies Hostienwunder wurde kirchlich approbiert und daraus entstand eine Wallfahrt nach Zehdenick, die nicht zum wenigsten um ihrer mancherlei finanziellen Vorteile halber von den Aufsichtsbehörden, geistlichen wie weltlichen, nicht ungern gesehen wurde. Einen Stoß und Rückschlag erhielt

allerdings diese Heiligenblutsverehrung durch die seit 1384 schnell aufblühende Wallfahrt zum Heiligen-Blut von Wilsnack in der Prignitz.

Zimmerhin haben die reichen Erträgnisse der Wallfahrten zum Heiligen-Blut von Zehdenick in der Hauptsache die Mittel für den herrlichen Klosterbau daselbst aufgebracht, dessen großartige Überreste zu den schönsten Ruinen unserer Mark zählen. Die Stadt mit noch nicht zehntausend Einwohnern lebt vom Ackerbau und dem Holzhandel auf der Havel, deren Ausnutzung mit Fertigstellung des Großschiffahrtswegs Berlin-Stettin steigen wird.

Um die einzige Merkwürdigkeit Zehdenicks von Belang zu betrachten, pflegt der Besucher sich vom Markt nach der Klosterstraße zu wenden und die stilgerecht in des vierzehnten Jahrhunderts Gotik durchgebildeten Ruinen des Klosters aufzusuchen. Da erblicken wir den Nordflügel mit Teilen des Kreuzgangs, die Umfassungsmauern des Ostflügels mit zwei hohen Giebeln, sowie einen Teil des Westflügels erhalten. Diese Gebäude umschließen einen quadratischen Hof. Die kirchliche Ruine ist ohne Dach, aus bearbeiteten Findlingen und unbemalt. Dagegen dient der am besten erhaltene Nordflügel mit Kreuzgang zu Wohnzwecken. Die Umfassungsmauern des erwähnten Westflügels sind zu Wirtschaftszwecken verbaut. An der Südseite befindet sich die Wohnung der Oberin, woselbst noch einige alte kunsthistorische Erinnerungen der Klosterzeit verwahrt werden.

Wie Lindow nennt sich das Kloster zu Zehdenick jetzt einfach „Fräulein-Stift“, es weilen dort nur adlige Damen. Heinrich Berghaus, der Verfasser des Landbuchs der Mark Brandenburg, drückt sich 1854 über das Stift wie folgt aus: „Für fromme, alle menschlichen Triebe abschwörende und nur Gott geweihte Jungfrauen eine Klausel, welche die Kirchenstürme des Reformations-Zeitalters überdauert hat und in unseren Tagen den bescheidenen Ansprüchen einiger Jungfrauen adligen Standes, denen nicht von Hymens Fackel in den eleusinischen Mysterien gelehrt wurde, eine freundliche Zufluchtsstätte vor den Täuschungen der Welt und für glaubensfrische Beschaulichkeiten innerlichen Lebens gewährt.“ So schwärmerisch-mystisch fassen die derzeitigen Konventualinnen, und mit Recht, ihre Stellung im Stift nicht auf. Auf einem der Ostgiebel thront ein Storchnest und gemahnt nach dem Volksglauben an friedliches und freundliches Familienglück.

Auf dem alten Quaderbau der Kirche, die 1801 niederbrannte, ist 1804 die jetzige evangelische Kirche gebaut. Das alte Schloß südöstlich der Stadt wurde in gesicherter, fast insularer Lage als Grenzfeste gegen Pommern errichtet. Es ist verschwunden und auch der spätere stattliche Schloßbau im Renaissancestil infolge neuerlichen nüchternen Umbaus ganz verändert worden.

Die Lage von Kloster und Stadt Zehdenick läßt sich mit Lehnin, Chorin und Lindow nicht vergleichen. Es fehlt die Nähe des Waldes. Aber lieblich ist der Blick auf die Auen und Wiesen der Havel, besonders in der Blumenblüte.

5. Heiligengrabe.

Halbwegs zwischen Prignitz und der alten Bischofsstadt Wittstock, im Kreise Ostprignitz, mitten von anmutigen Buchen und anderen hochstämmigen Laubbäumen umringt,

zwischen fischreichen Teichen, liegt in einem Wiesental das ehemalige Cisterzienser-Nonnenkloster, jetzt Jungfrauenstift adligen Standes Heiligengrabe. Es ist das reichste und besterhaltene klösterliche Anwesen, das unsere Mark aufzuweisen hat. Es verdankt der Überlieferung nach einer Freveltat, ähnlich Kloster Zehdenick, seinen Ursprung. 1227 habe ein Jude aus Freiberg bei Meißen eine Hostie aus der Kirche des benachbarten Dorfes Tschow entwendet und durchstochen, worauf Blut aus der geweihten Oblate getropft. Bischof Heinrich baute am Tatorte eine Kapelle, nach der sich eine Wallfahrt ins Werk setzte. Bald darauf entstand dort ein Cisterzienser-Nonnenkloster. Ungleich den übrigen märkischen Klöstern hat sich dortselbst ein reicher Urkundenschatz erhalten. Die Mittel strömten der neuen frommen Stiftung zu und erlaubten ihr, allmählich einen großen, wohl abgerundeten, ertragreichen Grundbesitz zu erwerben.

In der Quitow-Episode hatten das Kloster und seine Liegenschaften viel zu leiden, auch der dreißigjährige Krieg verwüstete das Kloster völlig. Mit Hartnäckigkeit widersetzten sich die Klosterschwester der evangelischen Kirchenordnung von 1542, bis 1549 der Kurfürst das Kloster in allen Rechten wieder bestätigte. Dann lehrte die Äbtissin mit ihren Konventualinnen zurück und ließ die Umwandlung in ein evangelisches Stift und die Bestellung eines Stifthsauptmanns über sich ergehen. Anfänglich hieß es Kloster Tschow und erst 1318 kommt der Name Heiligengrabe (*Coenobium Sancti Sepulcri*) auf.

Ein anmutiger Promenadenweg führt vom Bahnhof nach dem Stift, das seinen vornehmeren Charakter schon äußerlich dadurch bekundet, daß die Domina den Titel Äbtissin führt, während in Lindow und Zehdenick nur Oberinnen des Aufsichtsamtes walten. Zwölf Konventualinnen sind vorhanden, auch ist mit dem Stift eine Erziehungsanstalt verbunden.

Dem Maler, Zeichner und Photographen eröffnen sich in Heiligengrabe die dankbarsten Prospekte. Nach Adler entstammt die einschiffige Stiftskirche dem dreizehnten Jahrhundert. Sie ist, dank dem reichlichen Findlingsmaterial der Umgebung, aus behauenen Steinen aufgeführt und 1890 nach bestem, damaligem Wissen und Können sorgfältig neu ausgebaut. Dem fünfzehnten Jahrhundert, zweite Hälfte, zugerechnet werden der polygone Chor, die gotischen Kreuzgewölbe und die Portale. Unsere Herrscher haben für Heiligengrabe immer eine Vorliebe gehabt. So hat Kaiser Wilhelm II. für die Kirche, von Reichel gefertigt, zwei Reliefs gestiftet, Friedrich Wilhelm IV. und seine Gemahlin Elisabeth darstellend.

Nördlich schließt der Kreuzgang und ein stattlicher Hof an. In der südwestlichen Ecke stoßen wir auf den wohlgepflegten Konventsaal mit den Bildnissen der Äbtissinnen und wohlgelungenen neuerlichen Glasmalereien. Der Klosterschatz ist allmählich zu einem kleinen, höchst sehenswerten Prignitzer Museum ausgewachsen, worin mir eine mittelalterliche, reichgestückte Turnierdecke als das Hauptstück erscheint. Endlich befindet sich westlich von der Kirche ein einschiffiges, kleineres Gotteshaus, die eigentliche Kapelle des Heiligen Grabes, in Backsteinbau vom Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. An den Schlußsteinen des Sterngewölbes erblickt man die heilige Jungfrau in der Strahlenkrone. Ausgezeichnet ist auch der Fries und der abgestumpfte Giebel.

Schade, daß das — allerdings etwas abgelegene — Stift Heiligengrabe nicht mehr bekannt ist. Ein Besuch hinterläßt eine schöne, bleibende Erinnerung.